

dtv

Peter. Nicht völlig schwarz, aber schwarz genug. Etwas zu schwarz für die Verhältnisse, in die er hineingeboren wird. Ende 1946. Als Sohn einer Wiener Straßenbahnschaffnerin und eines amerikanischen Soldaten. Herumgestreut am Donaukanal, dem kleineren, ordinären Bruder der Donau. Ein Menschenalter später gelandet am Mississippi. In einer Pianobar, am Klavier, erzählt er seine Geschichte. Eine Geschichte vom Etwas-anders-Sein. Erzählt aus einer etwas anderen Perspektive.

Ein sehr subjektives Buch, aber auch ein doppelter Stadtroman. Wien und New Orleans. Die Hauptstadt der klassischen und romantischen Musik und jene des Jazz. Zwischen Schubert und Delta-Blues, manchmal heiter, manchmal traurig, immer auf sehr persönliche Weise gespielt.

»Verdammt noch einmal, ich bin nicht aus Afrika.« Diesen Satz spricht Peter allerdings nicht in New Orleans, sondern in Wien. Zu Besuch in seiner Mutterstadt, nach zwanzig Jahren jenseits des Großen Wassers. Daheim ist daheim, hat er gedacht, aber vielleicht war das ein Irrtum.

Peter Henisch, geboren 1943 in Wien. Studium der Germanistik, Philosophie, Geschichte und Psychologie. Mitbegründer der Zeitschrift ›Wespennest‹ und der Musikgruppe ›Wiener Fleisch und Blut‹. Peter Henisch wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Rauriser Sonderpreis für Literatur und dem Anton-Wildgans-Preis. Sein Roman ›Die schwangere Madonna‹ wurde 2005 für den Deutschen Buchpreis nominiert, 2007 stand ›Eine sehr kleine Frau‹ wiederum auf der Auswahlliste für diesen Preis. 2009 erschien der Roman ›Der verirrte Messias‹.

Peter Henisch

Schwarzer Peter

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Peter Henisch sind
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Die schwangere Madonna (13591)
Die kleine Figur meines Vaters (13673)
Eine sehr kleine Frau (13866)

›Schwarzer Peter‹ erschien 2000 im Residenz Verlag.
Die vorliegende Taschenbuchausgabe wurde von
Peter Henisch neu durchgesehen.

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2000 Residenz Verlag im Niederösterreichischen Pressehaus
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH St. Pölten – Salzburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von
akg-images / Erich Lessing
Gesetzt aus der Sabon 9,25/11,9°
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13975-5

Für Joe Logsdon

ERSTER THEIL

Sie werden lachen, aber ich komme aus Wien. Auch wenn ich möglicherweise nicht ganz so aussehe. Vienna. Austria. Europe. Ob Sie es glauben oder nicht. Ich bin dort geboren und habe meine ersten dreißig Jahre dort verbracht.

An der schönen, blauen Donau? Das weniger. Also erstens ist die Donau gar nicht blau. Und zweitens fließt sie ja eher an Wien vorbei. Den Donauwalzer werden Sie von mir also nicht zu hören bekommen. Seien Sie mir nicht böse, aber das ist nicht meine Musik.

Was wirklich durch Wien fließt, ist der Donaukanal. Der kleinere, ordinärere Bruder der Donau. Er nimmt seinen Weg von der Nußdorfer Schleuse, wo er sehr bewußt aus der Donau entlassen wird, bis zum sogenannten Praterspitz, wo er, schon fast vergessen, in sie zurückkehrt. Über diesen Donaukanal würde kein Mensch einen Walzer schreiben.

Allerdings gibt es ein Wienerlied, in dem von einer schrägen Wiese am Donaukanal die Rede ist. Es geht ungefähr so – hören Sie – die Blue Notes sind meine persönliche Note. In meiner Kindheit habe ich mir eingebildet, daß ich auf so einer schrägen Wiese gezeugt worden bin. Gewisse Andeutungen meiner Mutter und ihre Vorliebe für eine bestimmte, vor den Blicken Vorübergehender durch besonders dicht wucherndes Gebüsch geschützte Stelle haben mich auf diese Idee gebracht.

Auch mich hat es immer wieder dorthin gezogen. In einer meiner frühesten Erinnerungen sehe ich mich einige Meter unter dieser Stelle am Ufer sitzen, ein Spielzeugschiff, das stromabwärts will, am Bindfaden. Das Schiff ist aus Holz, roh geschnitzt, ungefähr zwanzig Zentimeter lang, unlackiert.

Je eine kleine Bank an der Bug- und an der Heckseite, in der Mitte ein kleines, mit einem Fetzchen alten Leintuchs bespanntes Segel.

Der Bindfaden aber ist ein *Papierspagat*. Richtige Hanfschnüre waren in den kargen Jahren nach dem Krieg eine Seltenheit. Und so ein Papierspagat weicht sich im Wasser auf. Das weiß ich seit damals, ich war ungefähr fünf Jahre alt, durch Schaden wird man klug. Der Papierspagat also weicht sich auf, gleich wird es soweit sein. Ich sitze am Donaukanal, auf einer schrägen Wiese an der Erdberger Lände. Ziemlich weit unten, dort wo das gelbe Gras aufhört und die grauen Kiesel anfangen. Und jetzt ist es soweit: Das Ende der Schnur, die ich in der Hand halte, schlängelt sich wie ein blasser Wurm im erbsuppenfarbenen Wasser, und das Holzschiffchen fährt, für mein Auge kleiner und kleiner werdend, davon.

Ich kann diese Szene auch rückwärts laufen lassen. Das Holzschiffchen schwimmt dann stromaufwärts, und der Spagat wächst an der aufgeweichten Stelle wieder zusammen. Aber nur mit dem Ergebnis, daß es wieder passiert. Unversehens schlängelt sich das Ende der Schnur, des Papierspagats, im Wasser, unversehens ist die zuvor durch den Zug der Strömung verursachte Spannung weg, und das Holzschiffchen, *mein* Holzschiffchen, fährt davon, für mein Auge immer schwerer erkennbar, bis ich nicht mehr genau weiß, ob ich es noch sehe oder nur an einer bestimmten Stelle, an der es schon im nächsten Augenblick nicht mehr sein kann, vermute, denn der Fluß, der es mir weggenommen hat, fließt mit rascher, in meiner Erinnerung sogar heftiger Strömung, auch wenn es sich nur um den Donaukanal und nicht um die aus Unterscheidungsgründen in Wien so bezeichnete *Große Donau* handelt.

Natürlich ist nicht auszuschließen, daß mein Schiff in die Große Donau geraten ist. Am Donaukanalufer scheint es, obwohl dort viele Sträucher ihre Zweige mit mattsilbernen Blättern ins Wasser tauchten, soweit ich stromabwärts ge-

sucht habe, jedenfalls nicht hängengeblieben zu sein. Nach dieser vergeblichen Suche waren meine Beine von Brennesseln verbrannt, von Socken, Hose und Hemd pflückte meine Mutter, als ich verweint nach Hause kam, ganze Klumpen von Kletten. Schneuz dich, sagte sie, wenn dein Schiff unten, am Praterspitz, in die Donau geschwommen ist, so ist es jetzt unterwegs ins Schwarze Meer.

Damals hatte ich vom Schwarzen Meer noch keine durch geographische Schulkenntnisse verdorbene Idee. Daß meine Mutter das Schiffchen, an dem meine Seele hing, in einem *schwarzen* Meer landen lassen wollte, schien mir indes nicht unpassend. Vage stellte ich mir vor, das Schwarze Meer sei in Afrika. Und von dort, aus einem großen Teich, kamen, so hatte mir die Großmutter erzählt, zwar alle Kinder, aber solche wie ich besonders.

Die Großmutter war tot – als sie noch gelebt hatte, hatte sie mir viele Geschichten erzählt. Ab und zu hatte sie sich auch ihre Brille aufgesetzt und mir vorgelesen. Zum Beispiel aus dem Bilderbuch, in dem *zehn kleine Negerlein* immer weniger werden, bis nur mehr eins bleibt. Aber meine Mutter hatte gemeint, das sei ein blödes Buch, und hatte es weggeworfen.

Da kannte ich aber die Verse schon lange auswendig. Wenn meine Mutter nicht zu Haus war, spielte meine Großmutter die Melodie dazu auf dem Klavier. Dieses Klavier hatte sie in den strengen Frostwintern nach dem Krieg zwar manchmal verheizen wollen. Jetzt aber war sie froh, daß sie das nicht getan hatte.

Vom Krieg war in meiner Kindheit noch viel die Rede. Vor dem Krieg/*nach* dem Krieg – der Krieg war vergangen und doch gegenwärtig. Viele Väter waren *im Krieg geblieben*. Der meine auch, behauptete meine Großmutter, aber diese Geschichte war kompliziert.

Sprach sie von meinem Vater, so meinte sie den mit meiner Mutter durch eine sogenannte Ferntrauung verbundenen

Mann. Dessen Bild, das eines unter seiner Mütze unsicher lächelnden Wehrmachtssoldaten, war eines Tages von unserem Nachtkästchen im Kabinett verschwunden. Und was ist, fragte die Oma manchmal, wenn der Ferdl doch noch heimkommt? Sei still, pflegte meine Mutter auf diese Frage zu antworten, der kommt nimmer.

Seine späte Heimkehr hat die Großmutter nicht mehr erlebt. Er und ich fuhren dann manchmal mit geliehenen Fahrrädern durch die Praterau und versuchten, einander kennenzulernen. Bis ans Ende der Praterinsel fuhren wir, dorthin, wo Donaukanal und Donau wieder zusammenfließen. Bis an den Praterspitz, eben jenes Kap, von dem aus mein Schiffchen, wenn ich meiner Mutter glauben wollte, schnurstracks ins Schwarze Meer geschwommen war.

Das war damals ein Ort von ganz eigenartiger, leicht entrückter Atmosphäre. Ein Ort, an dem angelangt, man die Welt, in der man sonst umherlief (jedes Mal, wenn ich hinkam, machte ich aufs neue diese Erfahrung), ein bißchen hinter sich ließ. Nebeneinander saßen wir auf den öligen Steinen, die den Auslauf der Landzunge bedeckten, das Wasser vor uns kreiste in kleinen, trichterförmigen Strudeln, flußabwärts blickend, hatte man das Gefühl von bereits hier im Ziehen des Stroms vorhandener Ferne. Nein, sagte da der Mann, dessen Familiennamen ich immerhin trug, ich kann wirklich nicht finden, daß du mir besonders ähnlich siehst, aber wir sollten einfach so tun, als wär nichts.

Sagt es und spuckt ins bleigrau fließende Wasser. Denn wie gesagt ist die Donau nicht blau, nicht einmal an sonnigen Tagen. Diesen Tag habe ich als sonnig in Erinnerung, obwohl die Sonne, wie meistens in Wien, etwas blaß war. Deine Mutter, sagt Ferdinand, ist keine schlechte Frau, wir sollten ihr nicht böse sein. Allerdings war meine Mutter, wie man in Wien sagt, eine ausgesprochen fescbe Frau. Mir ist sie damals sogar richtig schön vorgekommen. Besonders in ihrer Schaffnerinnenuniform hat sie mir imponiert. Da trug sie eine Schirmkap-

pe, eine kurze, tailliert geschnittene Jacke und eine Umhängetasche mit Zwickzange.

Wie sie mit sicheren Schritten, die auch in der Kurve nicht aus der Balance kamen, im Wagen hin und her ging! Wie sie, mit einer natürlichen Autorität, die ihren Liebreiz indes keineswegs minderte, die Fahrgäste aufforderte, nicht auf der Plattform stehenzubleiben, sondern ins Wageninnere vorzugehen! Mit welchem Schwung sie das Geld entgegennahm, gegebenenfalls wechselte und dafür die Fahrscheine ausgab! Und vor allem: Wie geradezu virtuos sie mit der Zange hantierte! – Auf den Fahrscheinen gab es kleine Felder mit Zahlen und Ziffern, in deren genaue Bedeutung, so schien es mir damals, nur Schaffner eingeweiht waren. Die mußten, je nach der Strecke, die jemand zu fahren beabsichtigte, je nachdem, ob er gerade erst ein- oder umgestiegen war, mit der Zange durchlöchern (wie es in der Schaffnersprache hieß: *entwertet*) werden. Manche Schaffner waren ungeschickt oder schlampig, die durchlöcherten diese Felder auf zweifelhafte, die exakten Begrenzungen verunzierende Weise. Hingegen war jeder von meiner Mutter entwertete Fahrschein ein kleines Kunstwerk an Kondukteurspräzision.

Höhepunkt ihres schaffnerischen Agierens aber war zweifellos der Augenblick, in dem die Waggonen an den Stationen, an denen sie kurz gehalten hatten, wieder losfahren sollten. Auf dem vorderen Trittbrett stehend, ließ sie sich da kühn aus der damals noch generell offenen Tür hängen, sich nur mit einer Hand an der den Einstieg vom Ausstieg trennenden Messingstange festhaltend, um zu sehen, ob nicht doch jemand vorschriftswidrig und sich selbst gefährdend auf dem hinteren Trittbrett stand. Dann rief sie mit kehliger, aber trotzdem aparter Stimme *Achtung, Abfahrt*, diesen Ruf fallweise durch einen Pfiff mit der Trillerpfeife bekräftigend. Und griff schließlich, sich ins Wageninnere zurückschwingend, mit Elan nach dem über den Köpfen der Fahrgäste durch den ganzen Wagen gespannten Klingelriemen, den niemand außer ihr

berühren durfte, und dann klingelte sie, zum unmißverständlichen Zeichen für den Fahrer, daß es nun wirklich bis zur nächsten Station weitergehe. Mit einem Wort: Meine Mutter war in dieser Rolle großartig. Wenn ich, was vorkam, mitfahren durfte, konnte ich beobachten, wie sie auf dieser fahrbaren Bühne, die ihr Tag für Tag zur Verfügung stand, die Blicke auf sich zog. Ich zog auch die Blicke auf mich, aber aus anderen Gründen. Meine Mutter hatte, im Gegensatz zu mir, nichts Exotisches, sondern, bei aller launigen Erregung, die sie durch ihr Auftreten verursachte, etwas herzerwärmend Anheimelndes.

Davon fühlten sich sogar die angeheimelt, die in Wien eigentlich gar nicht zu Haus waren. Wien war ja damals eine von alliierten Soldaten besetzte, in vier Besatzungszonen geteilte Stadt. An bestimmten Haltestellen der Strecke, die sie tagein, tagaus fuhr, rief meine Mutter das für mich anfangs noch sehr geheimnisvolle Wort *Zonengrenze*. Im ersten Bezirk fuhren *die Vier im Jeep*, je ein Vertreter der amerikanischen, der englischen, der französischen und der russischen Besatzungsmacht, als alliierte Militärstreife.

Meist überholten sie die Tramway ganz einfach, manchmal fuhren sie aber auch eine Weile neben ihr her und standen, bei Rotlicht an Kreuzungen wartend, auf gleicher Höhe. Da mag es schon vorgekommen sein, daß sie der Schaffnerin, die in just diesem Augenblick auf der Plattform oder sogar auf dem Trittbrett auftauchte, zunickten oder zuwinkten. Manchmal war auch ein *schwarzer* Mann dabei. Einer, der zwei Reihen weißer Zähne zeigte, die infolge des Kontrastes zur damals in Wien noch ungewöhnlichen Hautfarbe besonders weiß wirkten.

Meine Mutter hat selten von ihm erzählt. Nur manchmal, in adventlichen Abendstunden, die von meiner Erinnerung wegen ihrer nicht nur von unserem alten Kanonenofen ausgehenden Wärme besonders gern reproduziert werden, hat sich ihre Zunge gelöst. Draußen, vor dem Küchenfenster,

schneit es in langsam sinkenden Flocken, meine liebe Mama steht am Tisch, der mit einem großen, mehlbestaubten Leintuch bedeckt ist, und walkt Teig. Ich darf allerlei hübsche Formen – Blumen, Tiere, Sterne, Kartenspielsymbole – aus dem Teig ausstechen, während sie, hinter meinem Rücken ab und zu einen Schluck aus der Rumflasche nehmend, aus der sie zuvor einige Tropfen in den Teig gemischt hat, ungefähr folgendes preisgibt: Daß er ein netter, freundlicher, höflicher Mensch gewesen sei, der ihr nicht nur Zigaretten und Nylonstrümpfe, sondern auch weißen Flieder und rote Rosen geschenkt habe. Daß er nicht nur gut Boogie gespielt, sondern auch leidlich Walzer getanzt und auf dem Piano nicht nur *Ol' Man River*, sondern auch den Klavierauszug von Schuberts *Forellenquintett* gespielt habe, zur Besänftigung meiner Oma. Bei dieser Gelegenheit fiel meiner Mutter ein, wie schön seine Hände gewesen seien, mit ihren langen, schlanken, dunkelbraunen Fingern, an denen die hellen, gepflegten Nägel mit den fast rosigen Monden um so mehr auffielen. *Meine* Patschhände hatten noch nicht ganz diesen Appeal, aber was nicht war, konnte ja noch werden.

Daß die schönen Hände dieses Herrn beim ersten Blickkontakt zwischen meiner Mutter und ihm auf dem Lenkrad des alliierten Patrouillenjeeps gelegen sind, ist allerdings unwahrscheinlich. Zwar habe ich das eine Kindheit lang geglaubt, aber nach allem, was ich später darüber in Erfahrung gebracht habe, hätte das Kommando der in Wien stationierten Truppen kaum einen Schwarzen in diesen legendären Jeep gesetzt. So einer saß für gewöhnlich im LKW. Gepflegte Fingernägel und durch anscheinend gediegenen Unterricht erworbene pianistische Fähigkeiten änderten daran nichts.

Wahrscheinlich konnte Dad (ich will ihn der Einfachheit halber so nennen) meiner Mutter aus dem Führerhaus eines Lastautos auch weit unbefangener zuwinken, als er es aus dem Jeep gekonnt hätte. Seine alliierten Kollegen hätten ihn sicher mit Argusaugen beobachtet. Womöglich ist er mit

Lebensmitteln gefahren. Bei der Versorgungslage in den Jahren '45 und '46 wird ihn das Ma gleich noch etwas sympathischer gemacht haben. So oder so vermittelte sie mir eine durchaus angenehme Vorstellung von meinem abwesenden Vater. Allerdings hatte sie auch eine rechtschaffene Wut auf ihn, die damit zusammenhing, daß er sie, sobald man ihn in die Staaten heimfahren ließ, nicht mitgenommen, sondern in Wien sitzenlassen hatte. Deswegen hatte sie auch sein Foto zerrissen. Und einmal, daran erinnere ich mich noch allzugut, hat sie ihn ihrer älteren Schwester, der mit einem ehemaligen Blockwart verheirateten Tante Fanny, gegenüber glatt verleugnet.

Nein, sagte sie, der Mann, mit dem sie sich in einer schwachen Stunde eingelassen habe, sei keineswegs schwarz gewesen. Im Gegenteil. Sogar sehr weiß. Mit einem roten Schädel und Sommersprossen. Sie wisse auch nicht genau, wie meine etwas dunklere Hautfarbe und die Beschaffenheit meines Haars zu erklären seien. Aber in einem Buch über Biologie habe sie gelesen, daß so etwas alle heiligen Zeiten einmal vorkomme.

Die Großmutter starb leise, jedenfalls hörten wir nichts davon im Schlaf. In der Früh lag sie im Bett und schaute starr gegen die Zimmerdecke. Oma, sagte ich, steh auf, aber sie wollte nicht. Mit halb banger, halb zärtlicher Hand schloß ihr meine Mutter die Augen.

Drei Tage lang blieb die starre Oma noch im kalten Zimmer. Dann wurde sie abgeholt, erst auf dem Zentralfriedhof sahen wir sie wieder. Da lag sie im Sarg, der noch einmal geöffnet wurde, und sah fremd aus. Dann wurde der Sarg endgültig verschlossen und eingegraben.

War ich traurig? Ich weiß nicht. Ich glaube, ich war ernst. Traurig war ich eher, weil mich meine Mutter von da an im Kabinett allein ließ. Ich meine, bei Nacht. Bis dahin hatte sie dort mit mir in einem Bett geschlafen. Nun aber war mehr Platz, und sie übersiedelte ins Ehebett der Oma.

Es war ein Ehebett, ja – früher hatte es auch einen Opa gegeben. Aber der war bereits vor dem Krieg gestorben. Ein Glück für ihn, hatte die Oma manchmal gesagt. Am Ende hätten sie ihn noch zum Landsturm eingezogen.

Das Ehebett jedenfalls stand im *großen* Zimmer. Es gab gar kein *kleines* Zimmer, aber wir nannten das große so im Vergleich zum Kabinett. Eine Zeitlang stand ich auf wie ein Schlafwandler und marschierte durch die Küche dort hinüber. Dann kuschelte ich mich, so breit das Bett war, ganz eng an meine Mamma.

Sie lachte meistens, weil sie das lustig fand. Aber bei ihr bleiben durfte ich nur ausnahmsweise. Eigentlich sei ich schon viel zu groß dafür. Suchte ich mit Hand und Mund die Brust meiner Mutter, so schob sie mich sanft, aber im entscheidenden Moment doch sehr bestimmt beiseite.

Zu groß! Ich war viereinhalb. Ich maß einen Meter und neun Zentimeter. Auf dem Türstock zwischen Küche und Kabinett dokumentierten mit Tintenstift gezogene Striche samt Datumsangabe mein Wachstum. Im letzten Jahr war ich ganz gewaltig gewachsen. In den Kindergarten wollte meine Mutter ein so großes Kind nicht mehr schicken.

Wenn meine Mutter auf der Straßenbahn fahren mußte, betreute mich nun Frau Miklas. Das war die alte Frau, die unter uns wohnte. Sozusagen meine Ersatzgroßmutter. Allerdings war sie ein reichlich schwacher Ersatz.

Ich kann nicht behaupten, daß sie sich wirklich um mich kümmerte. Sie kam nur herauf, um mir das von meiner Mutter vorbereitete Essen zu wärmen. Zwischendurch fragte sie mich manchmal mit viel zu lauter Stimme, ob sie mir ein Schmalzbrot streichen solle. Sie redet so laut, erklärte meine Mutter, weil ihre Ohren schlecht sind.

Weil ihre Ohren schlecht waren, hatte sie immer zwei Wattepfropfen darin stecken. Diese Wattepfropfen sahen schon ziemlich alt aus. Nicht ganz so alt wie die Frau Miklas, aber beinahe. Ich konnte mich des Verdachts nicht erwehren, daß

die alte Frau besser gehört hätte, hätte sie die Wattepfropfen einfach herausgezogen.

Aber schön, mir war ihre Schwerhörigkeit ganz recht. So fühlte sie sich nicht durch mein Klavierspiel gestört. Mit dem Klavier, auf dem ich den halben Tag klimperte, vertrieb ich mir die Zeit. Ich hatte genug Zeit, um das Instrument Taste für Taste zu erforschen.

Natürlich konnte ich noch nicht richtig Klavier spielen. Aber was ist schon richtig, ich bitte Sie! Die Großmutter hatte mir einige Kinderlieder beizubringen versucht, dabei hatte sie meine Finger immer nur auf die weißen Tasten gelenkt. Jetzt fand ich heraus, daß es viel besser klang, wenn ich auch die schwarzen verwendete.

Mir wurden die schwarzen Tasten immer lieber. Ich empfand, wie soll ich sagen, eine gewisse Affinität zu ihnen. Manchmal schlug ich nur einzelne von ihnen an, wie ein Klavierstimmer. Dann saß ich und lauschte ihrem Klang nach, der wer weiß wohin verschwand.

Schon früh machte ich die Erfahrung, daß die Menschen meiner Umgebung kaum imstande waren, mich einfach als ihresgleichen zu betrachten. Etwas an mir oder in ihnen veranlaßte sie zu merkwürdigen Reaktionen. Die ein bißchen verbaute (durch eine schlecht und recht kaschierte Verkrümmung des Rückgrats zu kurz geratene) *Parfumeriemitzi* zum Beispiel brach jedes Mal in Entzückensrufe aus, wenn meine Mutter und ich ihr Geschäft betraten. Nie unterließ sie es, auf meine angebliche Ähnlichkeit mit einer sogenannten Negerpuppe hinzuweisen, die bei ihr daheim auf dem Sofa saß. Hingegen schaute mich Herr Resch, der hagere *Greißler*, bei dem wir (in den ersten Jahren meiner Erinnerung noch gegen Lebensmittelmarken) Milch, Brot, Mehl und – wenn wir Glück hatten – Eier bekamen, unter seinen zottigen Brauen hervor immer nur finster an. In all den frühen Jahren meiner dunklen Existenz hat er kaum ein Wort an mich verloren. Herr Wolny, der

Schuster, der immer halb eingeschlafen auf dem Schemel vor seinem nach Leder und Staub riechenden Keller saß, wachte auf, wenn ich vorbeikam, hob seinen weißhaarigen Kopf und fragte mich, ob ich mir nicht die schwarze Schuhpasta aus dem Gesicht wischen wolle. Ein stereotyp wiederholter Scherz, den er, wie meine Mutter versicherte, zwar nicht böse meinte, der mir jedoch, je älter ich wurde (unversehens war ich fünf, fünfeinhalb), immer deutlicher auf die Nerven ging.

Was die Kinder betraf, so verhielten sie sich den Erwachsenen, die sie erzogen, naturgemäß nicht unähnlich. Einmal im Park kam ein dünnes, blondes Mädchen auf mich zu, bis es schließlich mit weit aufgerissenen Blitzblauaugen vor mir stand, um mir im nächsten Augenblick mit beiden Händen ins Gesicht zu tasten. Eine Gruppe von Kleinen, die mich anscheinend mochten, nahm mich in die Mitte und tanzte um mich herum Ringelreihen. Einmal in der Sandkiste grub ich gemeinsam mit einem Buben, aus dessen Nase ständig der Rotz tropfte, ein *Durchtunell*, aber als wir mitten im schönsten Graben waren und unsere Hände sich unterirdisch begegneten, wurde mein Partner von der schrillen Stimme seiner Mutter gerufen und kam nicht wieder.

Daß ich zum Einzelgänger wurde, ist also kein Wunder. Es entsprach aber sicher auch meinen Neigungen. Gern versank ich in mich selbst und meine Phantasiewelt. Das Hereintrampeln anderer Kinder in diese Sphäre empfand ich meist als störend.

Deswegen sah mich der Park auch relativ selten. Viel lieber streunte ich an der Erdberger Lände. Von unserem Haustor in der Wassergasse waren es bis dorthin nur ein paar Schritte. Auf der Lände konnte ich mich links Richtung Rotundenbrücke oder rechts Richtung Stadionbrücke wenden.

Zwar sollte ich, schärfte mir meine Mutter ein, *nicht zu weit* gehen. Doch überließ sie es mir zu beurteilen, was zu weit *war*. Du bist ja schon groß, sagte sie, ich verlaß mich auf

dich. Also paß auf dich auf und fall nicht ins Wasser. Nein, zu den ängstlichen Müttern gehörte sie nicht. Aber daß ich den ganzen Tag zu Haus saß, während sie auf der Straßenbahn fuhr, konnte man nicht von mir verlangen. Und der Effekt gab ihr recht – ich *fiel* nicht ins Wasser. Ich war ja schon groß: einen Meter achtzehn, zeigte der Tintenstiftstrich am Türstock, einen Meter zwanzig.

Bald sollte ich, hieß es, in die Schule kommen. Doch mit meinem Schuleintritt gab es eine unvorhergesehene Verzögerung. Als mich meine Mutter zur Anmeldung in die Volksschule Erdbergstraße brachte, nahm mich der Direktor persönlich in Augenschein. Scharf betrachtete er mich durch seine Kurzsichtigenbrille, die die enge Konstellation seiner Augen besonders hervorhob. Dann fragte er mich, wie ich hieß und wo ich wohnte. Ich sagte es ihm, obwohl er es in dem Anmeldeschein, den meine Mutter ausgefüllt hatte, hätte lesen können. Von den weiteren Fragen, die er mir stellte (ob ich mich auf die Schule freute, ob meine Mamma brav sei etc.), war eine dümmer und überflüssiger als die andere. Daraus, daß es mir nach und nach zu blöd wurde zu antworten, schloß er anscheinend, daß ich der Sprache, die zwar meine Mutter-, aber kaum meine Vatersprache war, noch nicht recht mächtig sei und daß ich mich daher noch ein Jahr entwickeln solle.

Großartig! Auf dem Heimweg war ich bester Laune. Obwohl meine Mutter etwas betroffen wirkte. Später hat es manchmal geheißsen, ich hätte auf diese Weise ein Jahr verloren. Ich bin bis heute überzeugt davon, eins gewonnen zu haben.

Mir wurde ohne die Schule beileibe nicht langweilig. Wenn das Wetter schlecht war, spielte ich Klavier, wenn das Wetter gut war, streunte ich am Donaukanalufer. Am Anfang, der für mich jetzt schon im Nebel einer eher vage erinnerten Vorzeit lag, war ich kaum außer Sichtweite unseres mit einer Fenster-